

Familienfreund

Blätter zur Unterhaltung und Belehrung

Der Gänse doktor.

6)

Humoristische Novelle von D. Gaus-Bachmann.

(Nachdruck verboten.)

„Nein,“ entgegnete Rienholz kurz, „aber ich habe mit Herrn Liebhardt zu reden.“

„Da muß ich gar nicht nach Grünlinde,“ erklärte Christian, „er ist ja im Dorf unten, da laufe ich schnell mit hinunter. Knidens seine Gänse sind unter ein paar Tagen alle kaputt gegangen, kein Mensch weiß, warum, und bei Steffen fangen sie auch an; da hat er den Liebhardt holen lassen, damit der nachsieht. Wenn er nun gerade da ist, könnten sie ihm auch gleich wegen unserer Gänse fragen, am Ende ist es eine Seuche und die unseren friegen sie auch.“

„Natürlich werde ich, gehe nur gleich hin und rufe mich sofort, wenn er kommt.“

Der Alte zog ab und Rienholz lachte vor sich hin. „Wenn Amalie wüßte, daß Steffens Gänse und ihre Edith den gleichen Doktor haben, Herrgott, das wäre was! Und im Grunde genommen, was ist dabei? Ob mit oder ohne Federn — ach, schade, daß ich den Wit nicht öffentlich machen darf! Nun muß ich mir aber den Fritz suchen, der Junge ist am gefährlichsten.“

Er ging hinaus in den Garten, wo Fritz meistens zu finden war; als er ihn dort nicht fand, ging er hinaus gegen die Straße, die zum Dorf führte, auf der sich Fritz gewöhnlich mit seinem Rade tummelte; dort wollte er ihn erwarten. Daß Fritzchen sich heute schon früh am Morgen eine Beule geschlagen hatte und deshalb vorderhand auf die Freuden des Radfahrens verzichtete, wußte der Papa nicht.

Fritz suchte nach einem Spiel, bei dem er sitzen konnte, und er dachte an seine Bausteine. Es fiel ihm ein, daß er sie tags vorher in der kleinen Stube neben dem Verandazimmer hatte liegen lassen; er wollte sie holen, als er aber die Türe aufschloß, sah er Walbemar mit Edith am Fenster sitzen; sachte schloß er die Türe wieder und blieb draußen stehen.

„So, jetzt kann ich wieder nicht zu meinen Bausteinen, weil der Walbemar mit dieser Ditha plaudert; das ist aber dumm,“ sagte er zu sich selber. In dem selben Augenblick trat Gustav ein; Fritz eilte ihm entgegen.

„Du, Gustav, möchtest du nicht ins Nähstübchen gehen?“ bat er.

„Was soll ich denn dort?“ fragte Gustav.

„Ich möchte gerne meine Bausteine haben,“ erklärte Fritz.

„Na, du gefällst mir! Soll ich sie dir vielleicht holen?“

„O nein, holen will ich sie mir schon selber,“ entgegnete Fritz eifrig, „aber mit hineingehen mußt du.“

„Sind etwa Gespenster drin beim helllichten Tage?“ fragte Gustav spottend.

Fritz ballte die Faust und machte eine Bewegung, als ob er zuschlagen wollte. „Denkst du, daß ich mich vor Gespenstern fürchte?“ rief er entrüstet. „So dumm ist nur unsere Erine; aber Walbemar und Ditha sind drin und da darf ich nicht hinein.“

„Warum denn nicht?“ fragte Gustav erstaunt.

„Der Papa hat gesagt, wenn sie miteinander plaudern, darf ich sie nicht stören.“ Er zog Gustav zu sich hinab und flüsterte ihm ins Ohr: „Weißt du, sie tun vom Heiraten reden.“

„So?“ sagte der junge Mann belustigt. „Das ist aber sehr nett von dir, daß du so rücksichtsvoll bist, sie nicht zu stören.“

Fritz lächelte verschmigt. „Wenn Walbemar die Ditha heiratet, friege ich nämlich einen Ponhwagen und brauche nicht aufs Gymnasium zu gehen,“ berichtete er.

„Um den Preis kann man schon was tun,“ meinte Gustav mit gespielterm Ernste. „Sage einmal, hat der Walbemar die Ditha sehr lieb?“

„Na, doch wohl, sie hat ja eine Million,“ sagte Fritz alkflug.

„Dann freilich,“ gab Gustav verständnisinnig zu.

„Und dann hat der Papa ja auch gesagt, er muß wollen,“ fügte Fritz hinzu.

„Glücklicher Walbemar,“ rief Gustav spöttisch halb für sich.

„Warum?“ fragte der Kleine.

„Na, weil er einen so guten Papa hat.“

Fritz zog die Nase in die Höhe. „Du, gar so gut ist er nicht, wenn er haut, haut er sehr stark.“

„Das mag wohl sein, aber sage, Fritz, woher weißt du denn das alles von Ditha und ihrer Million?“

Der Kleine lachte wieder schelmisch. „Weißt du,“ sagte er geheimnisvoll, „wenn Papa und Mama abends ins Schlafzimmer kommen, dann schauen sie zuerst, ob ich schlafe und dann reden sie miteinander; aber manchmal tue ich nur so und höre ich alles. Und weißt du, der Papa ist immer böse, wenn die Mama die Tante Amalie nicht mag, und sie hat doch ganz recht, ich habe auch die Tante Emma, deine Mama, viel lieber.“

Gustav fand es an der Zeit, die Mitteilungen des Kindes abzukürzen. „Also du willst deine Bausteine?“ fragte er, dann nahm er den Knaben an der Hand und ging mit ihm ins Nebenzimmer.

Bei dem Eintritt der beiden war Walbemar rasch aufgestanden, und als sich Gustav jetzt Edith näherte und mit ihr zu sprechen anfang, verließ er rasch das Zimmer. In der Veranda traf er auf den Vater, der eben eingetreten war und zu sich selber sagte: „Wenn ich nur den Bengel, den Fritz, fände.“

Dann sah er seinen Majorats Herrn vor sich.

„Na, was machst du denn schon wieder da allein?“ fuhr er ihn an.

„Auschnaufen von der Unterhaltung mit meiner Kusine,“ entgegnete Walbemar trozig.

„So, statt die Gelegenheit zu benutzen, wenn du mit ihr allein bist —“

„Gerade sind ja Gustav und Fritz hineingekommen,“ unterbrach Walbemar den entrüsteten Vater; „das jetzt habe ich ohnehin ausgehalten.“

„Fritz? Den mußt du mir nachher beiseite nehmen. Aber was ist's mit Ditha?“

„Ach Gott, Papa?“ seufzte Walbemar, „ist das ein Frauenzimmer! Da bringt man eher den Korpel mit einem Schnellseiber zum Kochen als die zum Verlieben; so ein gefrorenes Ding!“

„Du verstehst es eben nicht, sie ist dir zu erwärmen,“ belehrte ihn Rienholz: „mache dich interessant.“



„Waldemar, du bist ein Mann, der nicht interessiert ist, Papa; wie denn auch? Habe ich denn was mitmachen können und dürfen?“

„Hast doch eine Menge gelernt, imponiere ihr mit deinem Wissen,“ postelte Papa Kienholz.

„Um darauf geben die Mädels aber auch was!“ sagte Waldemar mit überlegener Stimme. „Haben auch recht, ist Lebensache, schöner Schnurrbart ist viel mehr wert, habe ich leider nicht.“ Dabei zupfte er wehmütig an seiner ziemlich bescheidenen Manneszierde; sein spärlicher Schnurrbart war vorläufig sein tiefster Kummer.

„Du sehest kein Vertrauen in dich und das ist gefehlt,“ sprach ihm der Papa tröstend zu. „Uebrigens muß ich dich auf etwas aufmerksam machen,“ sagte er flüsternd. „Amalie will durchaus einen Doktor für Ditha haben und ich habe den Liebhardt holen lassen.“

Waldemar starrte den Papa mit weitaufgerissenen Augen an. „Papa, bist du wahnsinnig?“ stammelte er fassungslos. „Was soll das?“

„Ich habe meine Gründe,“ sagte Kienholz energisch und wandte sich von dem Sohne ab, dessen Blick ihn unangenehm berührte.

„Du spielst ein gewagtes Spiel,“ sagte der junge Mann ernst und schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Doch werde ich es gewinnen,“ entgegnete der Vater leise.

„Weiß Gott, Papa, ich tue nicht gern mit.“ „Weil du ein Stimpel bist, ein grüner, dummer Junge,“ rief der Alte empört.

In diesem Augenblick ging die Tür auf und Gustav mit Edith und Fritz traten ein; Kienholz flüsternte Waldemar rasch zu: „Also verrate dich nicht und imponiere ihr!“ Dann ging er auf Edith zu, die ihm mit einem müden: „Guten Morgen, Onkel!“ begrüßte.

„Guten Morgen, Dithchen! Nun, was ist?“ Er streichelte ihre Wange. „Will man gar keine roten Backen bekommen? Du bist zu wenig, mein Kind, und gehst zu wenig spazieren. Waldemar ist ein schlechter Ritter, er zeigt dir nicht einmal die Sehenswürdigkeiten unserer Gegend. Warst du schon bei der Luisequelle?“

„Nein,“ antwortete Edith gleichgültig. „Na, siehst du, Waldemar,“ wandte sich Kienholz vorwurfsvoll an seinen Sohn, aber da fiel Fritzchen naserümpfend ein: „Als ob's da was zu sehen gäbe! Unser Brunnen läuft viel bieder.“

Als Kienholz die Stimme seines Jüngsten hörte, wandte er sich ihm rasch zu: „Du, Fritz, richtig, dir hab' ich was zu sagen.“

„Was denn, Papa? So sag' es, bitte,“ sagte der Kleine leise, aber seine Augen blitzten unruhig.

„Nicht hier, komm mit mir, Fritz!“

„Papa, ich hab' es nicht umgebrochen, das Rosenbäumchen, wirklich nicht,“ verteidigte sich der schuldbehaftete Wicht, den niemand angeklagt hatte; dabei zog er sich zur Verandatür zurück.

„Na, komm nur mit,“ sagte der Papa fast wohlwollend; was lag ihm derzeit an dem Rosenbäumchen! Aber der junge Mann war mißtrauisch.

„Der Pluto hat's getan, wirklich der Pluto,“ rief er weinerlich, dann floh er durch den Garten und verschwand. „Miserabler Bengel!“ schnaubte Kienholz wütend.

„Du ihm nichts, Onkelchen, bitte!“ schmeichelte Edith.

„Wo werd' ich denn!“ entgegnete er rasch beiführend. „Aber sag' mal, Waldemar, hast du dich geärgert?“ wandte er sich an seinen Sohn.

„Nicht, daß ich wüßte,“ gab dieser zurück.

„Weil deine Narbe so glänzt,“ meinte der Papa leichtgläubig.

„Meine Narbe?“ Waldemar griff nach der Stirn.

„Hast du eine Narbe?“ fragte Edith.

„Ach ja,“ fiel Gustav ein, „eine schlimme Buben-
narbe,“ ich habe sie auch schon bemerkt.“

„Was verstehst du darunter?“ fragte Kienholz.

„Nichts anderes als was das Wort sagt; alle schlimmen Buben schlagen sich irgend einmal ein Loch in den Kopf, und man wird selten einen jungen Menschen ohne Schramme auf der Stirn finden; achte nur einmal darauf, Onkel, du wirst sehen, daß ich recht habe.“

Waldemars Narbe ist keine solche,“ erklärte der Onkel leise. „Sie stammt von einem Duell.“

„Einen Duell?“ fragten Edith und Gustav gleichzeitig, während Waldemar seinen Vater mit dem Ausdruck ungeborener Verblüffung anstarrte.

„Ja von einem Duell,“ wiederholte Kienholz. „Na, deswegen brauchst du nicht rot zu werden, Waldemar, fürchte dich nicht, ich bin nicht so indiskret, den Namen der Dame zu nennen, derentwegen...“

Das Erröten, das Kienholz gerügt hatte, erfolgte eigentlich erst jetzt, dafür aber äußerst intensiv. „Aber Papa, ich bitte dich!“ stammelte Waldemar. Kienholz wehrte wohlwollend ab.

„Brauchst nicht zu bitten. Also, Dithchen nach dem Doktor ist schon geschickt, hoffentlich macht er dir rote Backen.“

„Ja, Onkel,“ entgegnete Edith.

„Unterhaltet euch gut, Kinder, ich habe zu arbeiten.“ Damit verließ er das Zimmer. Er hatte einen Knalleffekt gehabt und ging ab wie in Schauspieler nach seiner großen Szene. Die Zurückbleibenden schauten einander ein wenig verlegen an und Waldemar trat rasch in die Veranda, wo er den Blicken der beiden verborgen war.

Ein merkwürdig gemischtes Gefühl hatte sich seiner bemächtigt. Einerseits war er tief beschämt über die klänerische Art, in der sein Vater ihn zum Helden gestempelt hatte, andererseits fühlte er sofort, wie ihn das in den Augen der anderen gehoben hatte. Trotz einer Verlegenheit hatte er Ediths neugierig interessierten Blick bemerkt und Gustav hatte ihn auch so sonderbar, beinahe respektvoll angesehen. Ja, der Vater hatte doch recht, imponieren mußte man den Leuten und wenn man schon einmal angefangen hatte, dann imponierte ihnen alles, was man tat. Er blieb eine Weile in der Veranda, dann trat er wieder ins Zimmer.

„Der Fritz ist ein köstlicher Fratz,“ hörte er Gustav sagen. „Jetzt hat er schon wieder was angestellt; das ist der dritte Bruder von Max und Moritz. Mir tüt er leid, wenn er Prügel bekäme, die tun furchtbar weh, das weiß ich.“

„Wir müssen ihn schützen,“ meinte Edith. „Er soll bei uns bleiben, vor Zeugen wird ihm der Onkel nichts tun.“

„Eigentlich sollte er heute Prügel bekommen,“ mischte sich Waldemar mit einer gewissen Nachlässigkeit ins Gespräch; „es ist ein historisch denkwürdiger Tag und solche sollten einem fest eingeprägt werden.“

„Den wievielten haben wir heute?“ fragte Edith.

„Den achten Juni,“ entgegnete Waldemar.

„Und was ist denn da so Großes geschehen?“ fragte sie weiter.

„O, eine ganze Menge,“ erklärte Waldemar. „Da ist zum Beispiel im Jahre 632 Mohammed gestorben.“

„Daß du sogar den Tag weißt!“ rief das Mädchen betwundernd.

Um Gustavs Mundwinkel zuckte es, aber er blieb ernst und sagte: „Und 1626 hat Tilly am 8. Juni Hannover erobert.“

Waldemar sah ihn groß an und fügte dann würdevoll hinzu: „Und Minden.“

„Und Minden, sehr richtig,“ gab Gustav benso würdevoll zu.

Waldemar fuhr fort: „Im Jahre 1794 starb an diesem Tage der Dichter Gottfried August Bürger.“

„Und am selben Tage wurde in Frankreich die Göttin der Vernunft abgesetzt,“ sagte Gustav mit einem schwermütigen Seufzer, als ob ihn dies Ereignis schmerzlich berührte.

„Im Jahre 1815 wurden die deutschen Bundesakte verfaßt,“ rief Waldemar fast jähig, denn ihm kam dies gegenseitige Ueberbieten an Weisheit wie ein Duell vor.

„Und im Jahre 1876 wurde unser Kaiser, der Kaiser von Oesterreich, in Ofen gekrönt,“ rief Gustav, der sich von dem Schlage des früheren Geschichtsereignisses erholt zu haben schien, vergnügt.

„1816 starb die Schriftstellerin George Sand an diesem Tage,“ fuhr der unerbittliche Waldemar fort. Edith streckte abwehrend die Hände von sich.

„Und heute bekommt die Erbprinzessin von Kintsching-tunga Milchreis zu Mittag,“ rief sie. „Um Gottes willen, hört doch auf mit eurer Weisheit, man wird ja ganz schwindlig dabei! Das ist die reinste Lizitation, einer überbietet den anderen. Wie kann man sich nur das alles merken! Das phänomenale Gedächtnis scheint in der

„Gott und schließlich lachte Gustav auf.“

„Weniger in der Familie als in der Beranda,“ sagte er lustig und schielte schelmisch nach Waldeemar hin. „Weißt, Dithert, dort hängt nämlich ein Abreißkalender und da stehen bei jedem Datum die denkwürdigsten Ereignisse dieses Tage.“

„Ach so,“ rief Edith lachend, „und Ihr habt mir so gewaltig imponiert.“

„Du magst deine Weisheit dorthin beziehen,“ wandte sich Waldeemar ärgerlich an den Vater, „ich aber nicht.“

„Wenn du das alles im Kopf hast, dann sage mir, was morgen ist,“ sagte Gustav gemüthlich.

Waldeemar erröthete.

„Morgen,“ meinte er verlegen, „morgen, morgen — ist — der neunte Juni.“

(Fortsetzung folgt.)

Das erste deutsche Parlament.

Ein Gedenkblatt an den 18. Mai 1848.

Von Hermann Frenzel.

(Nachdruck verboten.)

Das langjährige Streben des deutschen Volkes nach nationaler Einheit, das in den Stürmen und Kämpfen des Jahres 1848 seinen bewegtesten Ausdruck fand, feierte seinen ersten großen Triumph im Beschlusse des Bundestages vom 30. März 1848, die Regierungen zur Anordnung der Wahl von Abgeordneten zu einer am Orte der Bundesversammlung in Frankfurt am Main zusammentretenden Nationalversammlung aufzufordern. Der Versammlung sollte die Lösung der Aufgabe obliegen, eine deutsche Verfassung zu schaffen, und es sollte zu diesem Zweck auf je 50 000 Seelen der Bevölkerung ein Vertreter gewählt werden. Dieser Beschluß des Bundestages wurde in ganzem Reiche mit Enthusiasmus begrüßt, er erschien dem Volke als ein Zeichen, daß die Regierungen ernstlich gewillt seien, dem Geiste der Zeit Rechnung zu tragen. Kurz vorher wäre es noch nicht möglich gewesen, aber die allgemeine Erregung hatte zahlreichen liberalen Elementen Eintritt in die Regierung verschafft und so der sonst so schwerfälligen Körperschaft ein dem augenblicklichen Charakter der Zeit und der Stimmung der Nation entsprechendes Gepräge verliehen.

Schon am 5. März waren in Heidelberg 51 liberale Männer zusammengetreten, welche beschloßen, auf die schnelle Einberufung eines deutschen Parlaments hinzuwirken und zum Zweck der Vorbereitung dieses Ereignisses Männer des öffentlichen Vertrauens aus ganz Deutschland in Frankfurt am Main zu versammeln. Man übertrug die weitere Durchführung der Angelegenheit einem Ausschusse von sieben Personen, der denn auch die beschlossene Versammlung, das sogen. Vorparlament, auf den 31. März nach der genannten Reichsstadt einberief. Etwa 600 Männer aus Süden und Norden, Osten und Westen des Vaterlandes folgten dem Rufe, Angehörige der verschiedensten Richtungen, Konservative, Liberale, Konstitutionelle und Republikaner. Die Glocken läuteten, die Kanonen donnerten, als das Vorparlament morgens 10 Uhr, von einer jubelnden Menge geleitet, in der zu einem Versammlungsort eingerichteten Paulskirche seinen Einzug hielt. Unter dem Vorsitz des Heidelberger Professors Mittermaier fanden die zum Teil stürmisch bewegten Beratungen statt. Die Vertreter der verschiedenen Richtungen gerieten hart aneinander, die Demokraten und Republikaner forderten die Herstellung eines demokratischen Staatswesens, während der Antrag des Siebener-Ausschusses im wesentlichen als Grundlage der neuen Verfassung ein Bundesoberhaupt mit verantwortlichen Ministern, ein einheitliches Parlament, Einheit des Handels, der Zölle, Posten, Münzen, Eisenbahnen, Gerichte, sowie Verbürgung der nationalen Freiheitsrechte forderte. 70 Abiuranten verließen während der dritten Sitzung demonstrativ den Saal, ließen sich jedoch bewegen, der nächsten (letzten) Sitzung wieder beizuwohnen. In welcher ein Ausschuss

von 50 Personen gewählt wurde, der bis zum Zusammentritt der Nationalversammlung an Ort und Stelle versammelt bleiben sollte, um nöthigenfalls das Vorparlament sofort wieder einberufen zu können. Die Feststellung der Verfassung selbst wollte man der Nationalversammlung überlassen.

Am 18. Mai 1848 erfolgte, nachdem die Wahlen unter mancherlei Schwierigkeiten vollzogen waren, der Zusammentritt des ersten deutschen Parlaments. Deutschland befand sich um diese Zeit in einer so zerrütteten Lage, wie wohl kaum je seit den Tagen Napoleons. In allen Staaten herrschte bedenkliche Gärung. Oesterreich befand sich in voller Revolution, in Baden war eben erst der Fiedersche Aufstand niedergeschlagen worden, welcher das Werk der Nationalversammlung nicht gerade zu fördern geeignet war. Trotzdem richteten sich alle Blicke voll Hoffnung und Erwartung nach Frankfurt, wo die Nationalvertreter vom Volke mit unendlichem Jubel begrüßt wurden. Aus ganz Deutschland waren die Enthusiasmierten herbeigeströmt, Zeugen des großen Tages zu sein, den man seit 50 Jahren erstrebt und auf dem Schlachtfelde von Leipzig mit dem Herzblut des Volkes bezahlt hatte. Alle Herzen befeelte das Gefühl der Zusammengehörigkeit, Hände wurden gedrückt, Bruderflüsse gewechselt, und als die Abgeordneten sich am Morgen des 18. Mai im großen Kaisersaale des Römer versammelten, huben die Freudenschüsse an, und von allen Thürmen benannten die Glocken zu tönen. In feierlichem Zuge begaben sich sodann die Nationalvertreter unter Glockengeläute und Kanonenschüssen durch das Spalier der Frankfurter Bürgerwehr, entblößten Hauptes, nach der Paulskirche, welche eine unabsehbare Menschenmenge umwogte. Die Hoch- und Freudenrufe wollten kein Ende nehmen. Selbst der Bundestag, an dessen Feindseligkeit und Unfähigkeit jahrzehntelang jede vernünftige Reform gescheitert war und auch ferner (nach seiner Wiederherstellung) scheitern sollte, richtete eine sühnvolle Begrüßung an das Parlament, er, der sich soeben noch mit dem Fünfkaiser-Ausschuss über allerhand leidige Kompetenzfragen in wochenlangem Rotenwechsel herumgestritten hatte. „In seinen Grundfesten,“ hieß es in derselben, „hat das alte politische Leben gebebt, und von dem Jubel und dem Vertrauen des ganzen deutschen Volkes begrüßt, erhebt sich eine neue Größe, das deutsche Parlament! — Die deutschen Regierungen und ihr Organ, die Bundesversammlungen, mit dem deutschen Volke in der gleichen Liebe für unser großes Vaterland vereint und aufrichtig huldigend dem neuen Geiste der Zeit, reichen den Nationalvertretern die Hand zum Willkommen und wünschen ihnen Heil und Segen.“

Ursprünglich war der 1. Mai zur Eröffnung des Parlaments bestimmt, da jedoch bis zu diesem Tage in zahlreichen Bundesstaaten die Wahlen noch nicht stattgefunden hatten, so verschob sich der wichtige Moment bis zum 18. Mai, an welchem Tage 330 Vertreter in Frankfurt versammelt waren. Im ganzen wuchs die Zahl der Abgeordneten während der nächsten Wochen auf 605 an. Diese Zahl, obwohl groß an sich, entsprach doch nicht dem vorgeschriebenen Maßstab von 1 : 50 000, denn man hatte den Wahlen die dem Jahre 1819 entstammende Bundesmatrikel von 1842 zugrunde gelegt, die nicht entfernt den wirklichen Bevölkerungsverhältnissen mehr entsprach. Vor allem waren die beiden Großstaaten benachtheiligt. Preußen sandte 117, Deutsch-Oesterreich 55 Vertreter zu wenig.

Es war, im ganzen betrachtet, eine buntgemischte Schar, welche ihren Einzug in die Paulskirche hielt. Die Helden des Geistes und der Feder waren in ihrer Blüte vertreten, allein 118 Professoren, darunter Männer wie Dahlmann und Jakob Grimm, Waiz, Drob- sen, Bogt, Hofmüller, Gerbinus, Schubert u. s. w. Die Dichtkun- rstepräsentierten Uhland, Wilhelm Jordan, Gustav Pfizer, Anastasius Grün, Ernst Moritz Arndt. Auch der Turnvater Jahn fehlte nicht. Schon bei der zweiten Sitzung, am 19. Mai, zeigte sich bei der Präsidentenwahl, daß die Mehrheit für das Prinzip

... die hessisch-liberalen Ministerpräsidenten Heinrich von Gagern, als provisorischer Präsident gewählt. Fast noch ein Knabe, hatte Heinrich von Gagern bei Barmen mitgelämpft, dann huldigte er als begeisterter Burschenschaftler der Idee eines großen deutschen Vaterlandes. Er war in der hessisch-darmstädtischen Kammer Führer der liberalen Opposition, als solcher berief ihn der Großherzog an die Spitze des am 5. März 1848 neugebildeten liberalen Ministeriums. Niemand schien vorzüglicher für das verantwortliche Amt eines Präsidenten des ersten deutschen Parlaments geeignet. Ohne Zögern nahm er es an, indem er versprach, es unparteiisch zu führen. Rückhaltlos legte er in seiner Eröffnungsrede den Zweck der Versammlung, eine deutsche Verfassung zustande zu bringen, dar. „Wir haben“, rief er, „die größte Aufgabe zu erfüllen: wir sollen schaffen eine Verfassung für Deutschland, für das gesamte Reich! Der Beruf und die Vollmacht zu dieser Schöpfung, sie liegen in der Souveränität der Nation. Die Schwierigkeit, eine Verständigung unter den Regierungen (36 an der Zahl) zustande zu bringen, hat das Vorparlament genügend erkannt und uns den Charakter einer konstituierenden Versammlung vindiziert! Als solche haben wir fortan zu raten und zu taten!“ Der Präsident schloß seine Rede mit den begeisterten Worten: „Deutschland will eins sein! Ein Reich, regiert vom Willen des Volkes unter Mitwirkung aller seiner Gliederungen!“ Seine Worte riefen einen Sturm des Beifalls hervor, nicht nur in der Paulskirche, sondern im ganzen Deutschen Reich.

Die Parteien sonderten sich rasch ab und benannten sich nach den Vertikalien, wo die Parteigenossen zusammenkamen. Die Partei der äußersten Rechten, an deren Spitze u. a. Graf Schwerin und Georg v. Vinde standen, hieß erst die Partei des „Case Milant“, dann des „Englischen Hofes“, die gemäßigte Rechte — in der Mehrzahl aus preussischen Elementen bestehend — das „Kasino“; die entschiedenen Liberalen nannten sich nach dem „Württembergischen Hof“, die Radikalen nach dem „Deutschen Hof“, die entschiedenen Republikaner nach dem „Donnersberge“. Zu der Rechten zählten u. a. General v. Radowiz, der nachmalige Bischof Ketteler, Döllinger, Vinde, Fürst Stachnowski; im Centrum sah man den Turnbater Jahn, Bassermann, Simson (der spätere Reichsgerichtspräsident), Dahlmann, Robert v. Mohl, Welcker, Gagern, Benedek, Uhland, Fallmerayer. Die Linke führte Robert Blum, dessen tragisches Schicksal seinen Namen populär gemacht hat; ihm schlossen sich an Karl Vogt, Brentano, Zimmermann, Wesendonck, Moritz Hartmann (der Dichter). Zur äußersten Linken gehörten Schöffel, Trübschler, Jiz, Simon und der Philosoph Arnold Ruge. Der alte Lang aus Verden figurierte bei der Eröffnung als Alterspräsident. Der greise Arndt war am ersten Tage, da er sich Abschieden zurückzieht, nicht zum Wort gekommen; als er von der Versammlung auf die Tribüne gerufen wurde, begrüßte ihn ein Sturm jubelnder Begeisterung.

So versicherungsvoll dieser Anfang zu sein schien, begannen doch schon in den ersten Sitzungen die Kämpfe der Parteien. Allerdings wurden von der Majorität während der ersten Wochen trotz alledem mehrere Beschlüsse von großer Tragweite gefaßt, worunter derjenige, daß die Bestimmungen einzelner deutscher Verfassungen nur soweit gültig sein sollten, als sie der von der Versammlung zu schaffenden Verfassung nicht widersprächen. Ferner der Beschluß betreffend die Errichtung einer provisorischen Zentralgewalt, wodurch der Bundestag, dessen Wirksamkeit den Arbeiten des Parlaments nach wie vor nicht förderlich war, überflüssig gemacht wurde. Diesem Beschluß entsprechend wählte man einen Reichsverweser (den 66jährigen Erzherzog Johann von Oesterreich), der ein verantwortliches Reichsministerium ernannte. Der Erzherzog wurde feierlich eingeholt und legte am 12. Juli in der Paulskirche den Eid ab, worauf im Reichspalais der Bundestag alle seine Rechte auf

von absetzung, welches dem Reichstag die deutsche Verfassung o. Willkür zur Gründung einer deutschen Nation, weil sich im Kriege gegen Dänemark die Wehrlosigkeit Deutschlands zur See in beschränkender Weise herausgestellt hatte. Diese Summe in Verbindung mit dem Ertrag der allgemeinen Sammlung und der freiwilligen aus allen Gauen des Reiches eingehenden Spenden ermöglichte in der Tat die Ausrüstung von 11 größeren Kriegsschiffen und 6 Kanonenbooten, welche der Bundestag, nachdem das Werk der Einigung der Verfassung kläglich gescheitert war, im Jahre 185 öffentlich versteigern ließ — ein trauriges Nachspiel der mit so großen Hoffnungen begonnenen Bewegung!

Im Rahmen dieses Artikels ist es unmöglich, auf die weitere Geschichte der Tätigkeit des ersten deutschen Parlaments einzugehen. Der gute Wille war vorhanden, aber einerseits mangelte es der Nationalversammlung bei aller Intelligenz ihrer Führer an politischer Erfahrung, andererseits scheiterte ihr ernstes Wollen an der inneren, aus den heterogenen Anschauungen der Abgeordneten hervorgehenden Disharmonie. Vor allem aber — und darin liegt der Hauptgrund des Mißlingens — machten der Widerstand der 36 Regierungen und die Rivalität zwischen Oesterreich und Preußen jede einheitliche Maßregel unmöglich, und der Nationalversammlung in Verbindung mit ihrem Reichsverweser gebrach es an wirklicher Macht, um ihrem Willen Geltung verschaffen zu können. So bedurfte es tatsächlich Blut und Eisen zur Herstellung der deutschen Einigkeit, und es konnte der Ausgang, wie er in der Tat kam, nur eine Frage der Zeit sein: aus dem Parlament ward ein Kumpfpapier, das am Ende — es war am 18. Juni 1849 — von der württembergischen Regierung mit Waffengewalt auseinandergetrieben wurde. „Die Kanonen taten Freundschaft zu seinem Wiegensteine“, so charakterisiert ein Zeitgenosse treffend das Schicksal der deutschen Nationalversammlung, „als das Parlament aber 14 Monate später von Stuttgart Abschied nahm, schwiegen die Kanonen, aber sie waren aufgefahren und mit Kartätschen geladen; und als es schließlich von da auf badißchem Boden verschwand und zu Grabe getragen wurde, da knallten über seinem Grabe die Gewehrsalven und Kanonendonner, aber in schrecklichem Bruderkrieg, in welchem die Reaktion die Kämpfer für die Reichsverfassung zugleich mit der Revolution und der badißchen Duodezrepublik erdrückte.“

Scherz und Ernst

— Ein König, der die Republik hochleben läßt. Aus König Alfons XIII. Kinderzeit wird dem „Täglichen Korrespondenten“ eine drollige kleine Geschichte erzählt: Der junge Prinz wurde im allgemeinen sehr verwöhnt, und selbst wenn er sehr unartig war, sah man ihm manches nach. Aber einmal war sein Vergehen doch so schlimm, daß seine Mutter, die Königin, beschloß, ihn streng zu bestrafen. Er wurde in ein vollkommen dunkles Zimmer gesperrt. Der Kleine hat und flehte, er weinte und jammerte — nichts half, er wurde eingesperrt. Zuerst versuchte er's nach Art aller kleinen Jungen. Er verübte einen mächtigen Lärm, weinte, schrie, brüllte, trommelte mit den Füßen, bearbeitete die Türen mit den Fäusten . . . dann war er mit einem Male ganz still. Die Außenstehenden glaubten schon, er habe sich mit seinem Schicksal abgefunden; da kam es laut und deutlich aus der Kammer: „Es lebe die Republik!“ Und noch einmal mit Aufgebot der ganzen Lungenkraft: „Es lebe die Republik!“ Die dunkle Kammer soll sich daraufhin sehr rasch geöffnet haben.